

CLARA MARIA BAGUS

A flock of yellow birds, possibly swans or geese, is flying in a circular pattern around a large, textured white circle. The background is a dark blue, textured surface. The birds are in various stages of flight, with wings spread, creating a sense of movement and a protective ring around the central text.

DER
KLANG
VON
LICHT

VOM VERSCHWINDEN
UND SICH-FINDEN

ROMAN

PIPER

*Zuerst suchte ich das Leben.
Dann suchte das Leben mich.*

Prolog

Der Ausgang einer Geschichte hängt davon ab, wo wir sie enden lassen.

An die meisten Geschehnisse erinnere ich mich sehr genau, wenngleich einige durch die Zeit ein wenig verfärbt sind wie vergilbte Polaroids. Auch mag mein Gedächtnis einige Details mit der Zeit etwas verwandelt haben. Wie es unser Gehirn mit Erinnerungen macht. Es vermischt die Bilder, fügt sie neu zusammen, lässt aus, ergänzt, schafft eine neue Ordnung, in der wir irgendwann selbst nicht mehr ausmachen können, was umgeformt wurde. Doch ändert das in dieser Geschichte nichts am Wesentlichen der Ereignisse, die wahr und bedeutsam sind.

Es ist Zeit, sie zu erzählen, bevor mein Erinnerungsvermögen versagt und mir die Geschichte zwischen den Händen zerfällt wie brüchiges Papier.

Die meisten Menschen suchen an irgendeinem Punkt in ihrem Leben nach dem Sinn. Sie wollen dem Unsinn ein Ende setzen und versuchen, eine tiefer gehende Bedeutung in den Ablauf der Ereignisse zu bringen – nicht selten, damit sie erträglicher werden. Andere glauben an

keinen größeren Zusammenhang, sondern ausschließlich an wissenschaftliche Erklärungen. Für sie kommen und gehen die Tage in rein zufälliger Weise. Reihen sich aneinander und werden zu einer Geschichte, die in ihnen verschwindet.

Doch in jeder Vergangenheit findet man – sibt man sie nur gründlich durch – Fragmente, überdauernd und kostbar, die selbst die Zeit nicht zersetzen kann.

Wer den Mut hat, diese Teile zu sammeln und zu verbinden, erkennt den Sinn des Daseins und den Zusammenhang von allem.

Teil I

Das Labyrinth dreier Geschichten

Erste Familie

Sie hatte es sofort gewusst. Ohne den Anflug eines Zweifels. Und dann hatte sie gespürt, wie es sich in ihr bewegte.

Sie wollte dieses Kind nicht. Sie wollte ihn. Nicht sein Kind. Aber mit diesem Kind würde sie ihn verlieren.

Was immer sie versucht hatte, um das Baby in ihrem Bauch loszuwerden, es war nicht gewichen. Sie hatte wenig gegessen, sich in enge Kleider geschnürt, auf ihren Bauch geschlagen. Vielleicht, so hatte sie am Anfang noch gehofft, würde das Kind durch ihre Ablehnung aufhören zu wachsen und aus ihrem Leben verschwinden. Aber es verschwand nicht.

Dann kam es zur Welt. Und sie fasste es an, ohne es zu berühren. Schaute es an, ohne es zu sehen.

Nun stand sie im Ruderboot, das auf dem See schaukelte, und hielt dieses Baby in den Armen. Ein Säugling, eingewickelt in ein weißes Leintuch. Ein Kind, nicht ohne Ähnlichkeit mit ihm. Ein Sohn.

Ringsum blitzende Spiegelungen der Bläue. Hier und da Fischreihern, die geräuschlos vorbeiglitten. Weiter entfernt schwammen blühende Inseln wie Gärten voller Frühling. Fragmente, die sich über die Jahrzehnte vom Ufer gelöst

hatten. Kormorane stoben als dunkle Wolke in den Himmel empor, ein lautloses Geflatter von Schatten.

Sachte legte sie das Kind zwischen ihre Füße ins Heck, setzte sich auf das Brett und umfasste die Ruder. Die untergespülten Luftblasen zerplatzten.

Lange trieben sie so dahin. Die Bläue des Himmels wurde blasser und blasser, dann durchsichtig und füllte sich schließlich mit dem Schwarz der Nacht.

Über ihr dieser riesige Mond, den die Wolken immer wieder verschleierten und der, wenn sie vorübergezogen waren, wie aus einem leeren Himmel silbernes Licht auf das Kind fallen ließ.

Der Grund des Sees wurde sumpfiger. Sie steuerte das Ruderboot durch Buchten von Schilfgras, bis der Bug schließlich ans sandige Ufer stieß. Mit bloßen Füßen, den langen Rock über den Knien zu einem Knoten gebunden, stieg sie aus dem Boot ins Wasser, schob es am Heck die letzten Meter bis auf den Sand. Einen Arm unter seinen Kopf geschoben, den anderen in den Kniekehlen, hob sie das Baby heraus und stapfte durch die schlammige Erde, bis sie hier und da erste Häuser zwischen dem hohen Schilf ausmachen konnte. Mehrmals sackte sie so tief in den feuchten Boden ein, dass sie beinahe mit dem Kind gestürzt wäre, fing sich aber immer wieder und ging keuchend weiter. Bis das Haus der beiden alten Schwestern aufblitzte, von denen bekannt war, dass sie sich Problemen wie diesem annahmen, und es, gelang es einem, rechtzeitig wieder zu verschwinden, für einen aus der Welt schafften.

Sie legte das Kind vor der Eingangstür auf der Veranda ab und lief davon. Ohne sich ein einziges Mal umzublicken. Paddelte zurück in das ihr zugewiesene Leben – bis die

Sonne am Horizont hervorkroch und sich über ihr der weite helle Himmel des anbrechenden Tages ausbreitete wie blanker Hohn.

Sie fanden den Säugling mit den ersten Sonnenstrahlen. An das Leintuch ein bloßer Zettel geheftet, auf dem in zitterigen Buchstaben stand: *Eine Handvoll Licht*. Sonst nichts. Kein Name. Kein Geburtsdatum. Sodass der kleine Junge auf die Frage, wie alt er sei, später immer antworten würde: »fast sechs«, »etwa acht«, »beinahe zwölf«.

In der kommenden Nacht erwachte erstmals die tiefe Sehnsucht in ihr, ihr Kind in den Armen zu halten. Nicht wie ein Bündel von Problemen. Sondern wie eine Mutter ihr Kind hielt. Sie tastete im Bett neben sich in eine Leere, die sie hochschrecken ließ. Erst jetzt begriff sie, was sie getan hatte. Furcht durchflutete sie. Die Furcht, das eigene Kind nie wiederzusehen. Eine Furcht, die sie fast umbrachte. Und zum ersten Mal im Leben wusste sie wirklich, was Angst ist.

Nur noch zwei Wochen verblieben, bis ihr Mann mit der gemeinsamen zwölfjährigen Tochter von einem sechsmonatigen Streifzug durch die Welt zurückkehrte. Sie hätte ihre Familie begleiten sollen, hatte aber am Abreisetag vorgegeben, sich unwohl zu fühlen. Gesagt, sie käme nach, sobald es ihr besser ginge. Und war nicht nachgekommen. Stattdessen hatte sie ein Kind geboren, von dem niemand wusste.

Hinter ihren Lidern immer wieder das Gesicht des Mannes, den sie liebte und der der Vater war. Der, nachdem sie die Liaison – aufgrund der sie in Panik versetzenden

Schwangerschaft – beendet hatte, etwas tat, das entscheidender war als alles andere: Er war für immer aus ihrem Leben verschwunden.

Sie irrte durch die Tage. Als eine Woche vergangen war und sich der Schock über ihren Verzweiflungsakt so tief in Glieder und Seele gefressen hatte, dass sie sich kaum noch zusammenhalten konnte, zog sie sich hastig an und rannte hinunter zum Ufer.

Draußen hing ein bleicher Morgen über dem See. Sie löste das Ruderboot und stieg hinein. Paddelte so schnell sie konnte, ohne einmal innezuhalten. Bis sie sich Stunden später der Siedlung näherte und Stimmen zu ihr hinübertrieben.

Zwischen Büscheln von Schilfgras versteckte sie sich und wartete. Das Haus der Schwestern im Blick. Weißes Holz, vier Pfosten, die die Veranda stützten. Blühende Sträucher davor. Über allem ein leerer Himmel.

Sie wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als sich die Tür schließlich öffnete und jemand heraustrat. Ein Mann. Eine Frau. Und schon erblickte sie ihn. Ihren Sohn. Das schwarze Haar, das wie nasser Stein glänzte. Die winzigen zu Fäusten geballten Händchen. In den Armen dieser Fremden.

Sie musste es gespürt haben. Tief drinnen gefühlt haben, dass ihn jemand genau an diesem Tag holen und für immer von ihr fortbringen würde.

Aus der Entfernung konnte sie das Gesichtchen kaum erkennen, erst recht nicht das Sternenmuster aus Talgdrüsen an seiner linken Stirn, das sie sich so fest eingepägt hatte. Doch sein leises, helles Wimmern drang bis in ihr Herz.

Ohne dass sie etwas dagegen machen konnte, verschwand ihr Kind hinter dem Schleier ihrer Tränen.

Unsicher trat sie aus ihrem Versteck hervor, doch es war bereits zu spät. Die Fremde drückte den kleinen Jungen fest an sich, strich ihm über den Kopf, küsste ihn auf die Stirn.

Jeder konnte sehen, was diese Frau hinter sich hatte. Jener Moment musste die Befreiung aus einer langen Zeit voller Sehnsucht und Anspannung sein. Zum Greifen nahe war das aufkommende Gefühl überfließenden Glücks dieser Fremden, das gleichzeitig ihr Unglück bedeutete.

Die alten Schwestern hatten schneller als gedacht Eltern für ihr Kind gefunden.

Sie konnte nichts mehr tun. Ihn nur noch mit den Augen festhalten, ihren kleinen Sohn. Und dieser Blick barg mehr Worte, mehr Wahrheit und mehr Liebe, als sie je hätte aussprechen können.

Dann stieg das Paar mit dem Kind in einen Lloyd Alexander TS, dessen apricotfarbener Lack verblichen und krei-dig vom Sandstaub war. Im rechten hinteren Kotflügel hatte er eine tiefe Delle, und der Kofferraum schloss nicht richtig. Die Frau hatte mit dem Baby auf der Rückbank Platz genommen. Der Mann ließ den Motor an. Die Räder wirbelten einen Schleier aus Staub auf, in dem die winzigen Sandkörnchen in der Sonne wie Gold funkelten. Dann fuhren sie davon. Der Wagen wurde kleiner und kleiner, schmolz zu einem schwarzen Strich, dann zu einem winzigen Punkt, der sich schließlich auflöste.

Scharf wie eine Messerklinge durchtrennte dieser Augenblick den Faden, der sie mit ihrem Sohn verband.

Mit den Lippen formte sie die Worte: »Ich werde dich

finden. Eines Tages werde ich dich wiederfinden«, während er weiter und weiter von ihr fortgetragen wurde. Sie schloss die Lider. Tränen rannen ihr über die Wangen. Als sie die Augen wieder öffnete, waren sie fort, diese Menschen. Mit ihrem Kind.

Dieses letzte Bild – ihr Sohn in den Armen einer fremden Frau – sollte ein Leben lang in ihren Träumen flimmern. Seine kleinen Hände, zu Fäusten geballt, und der Kuss der fremden Frau auf seiner Stirn.

Das Nachmittagslicht strömte herab auf die Blätter der Bäume, auf die Dächer der Häuser, auf den See. Stille. Etwas spülte über sie hinweg wie eine Welle. Und verschluckte sie.

Zweite Familie

Dieses Geräusch. Es kam von weit oben. Vom Dachboden. Das Mädchen stieg die Stufen hinauf. Und dann entdeckte es sie. Die Hand um den Abzug gelegt, die Mündung fest ans Kinn gepresst und gleich darauf dieser ohrenbetäubende Schuss. Der Kopf der Mutter, der auseinanderflog.

Wie in Trance setzte es zitternd ein Bein vors andere. Nur zwei Schritte. Hielt abrupt inne. Erstarrte.

Das Blut war überall. Ein fein schimmernder Film, wie der Guss auf einer Torte.

Die Frau, die da vor den bloßen Füßen des Mädchens auf dem Boden lag, war kein lebender Mensch mehr. Sie war gar kein Mensch mehr. Nur noch eine Hülle. Eine gesprengte Hülle, und der Mensch war verschwunden. Eine Wirklichkeit wie eine eiskalte Berührung.

Das Schicksal war über das achtjährige Kind hergefallen und hatte ihm die Federn aus den Flügeln gerissen.

Dritte Familie

Atemlos rannte die junge Frau die Straße entlang. Die Luft schlug ihr ins Gesicht wie eine eisige Hand, und die Schwärze der Nacht bohrte sich wie Tausende von Nadeln in ihre Haut. Plötzlich blieb sie stehen. Im Licht einer Laterne gefangen. Sah sich um. Versuchte, sich zu orientieren. Dann lief sie weiter. Bis ans Ende des Weges. Dort, wo nur ein schmaler Pfad durch hohes Gras zum Fluss hinunterführte. Der mit unter Bäumen festgemachten Ruderbooten gesäumt war.

Schmatzender Lehmboden unter ihren Füßen. Und trotzdem eine eigenartige Stille. Im Licht des Vollmonds leuchtete ihr Gesicht weiß. Sie hatte blassblaue, dunkel umrandete Augen, die direkt durch einen hindurchblicken konnten. Einen schmalen Mund. Wachsbleiche Lippen. Schulterlanges, glattes, kupferfarbenes Haar.

Sie stand schon bis zu den Knien im Wasser, als ich sie erspähte. Ich hockte gerade in einem der Boote, rauchte eine meiner Lieblingszigarren und betrachtete den Himmel. Noch bevor ich die Lippen öffnen und zu einem tonlosen »Tu es nicht« formen konnte, war sie im reißenden Fluss untergetaucht. »Mein Gott«, stieß ich hervor, warf

meine Zigarre in den Fluss und stand auf. Der Sog des Wassers war ungeheuerlich. In der Ferne konnte ich nur noch hier und da Haut oder ein Stück Stoff aufblitzen sehen, flüchtig den zertrechlichen Körper ausmachen, der vom Strom mitgerissen wurde. Bis er sich in Ästen und anderem Strauchwerk verfang, das sich vom letzten Sturm angesammelt hatte. Ich stieg aus dem Boot ans Ufer und rannte.

Während ich das zarte Bündel Mensch aus dem Wasser fischte, fielen mir Splitter ihrer Vergangenheit ein.

TEIL II

Jean-Pierre

Seine Blicke griffen nach den Frauen. Doch wenn er sie erst einmal hatte, hielt die Spannung nur in den ersten Augenblicken, und schon flaute die Erregung ab. Es kam vor, dass er aus einem gewissen Gefühl der Verpflichtung heraus eine Frau für kurze Zeit in sein säuberlich geordnetes Leben einpasste, ihr einen bestimmten Wochentag zuwies, ohne sich jedoch auf eine tiefe Beziehung einzulassen oder auch nur einen Hauch von seiner alten Ordnung aufzugeben. Vom Schicksal und der eigenen Familie verwöhnt, durch günstige Vermögensverhältnisse und allerlei daraus resultierenden Privilegien nahezu wunschlos gemacht, galoppierte er auf hohem Ross durch die Welt und verbrachte unvernünftig viel Zeit damit, alles in seinem Leben unter Kontrolle zu halten. Seine Eitelkeit, prickelnd wie am ersten Tag, an dem er festgestellt hatte, dass er ein von der Natur begünstigter, mit Schönheit und Intelligenz beschenkter Mann war.

Jean-Pierre, vierunddreißig, groß und schlank, mit zaghaften ersten grauen Strähnen im schwarzen Haar, markantem Kinn, hohen Wangenknochen, eleganter Nase, gepflegtem Sechstagebart und leicht gebräunt, strahlte

auf den ersten Blick die Lässigkeit eines Mannes aus, der mit allem im Leben fertigwerden würde. Erst auf den zweiten Blick konnte ein empfindsamer Mensch erahnen, dass er sich nur besser unter Kontrolle hatte als viele andere Menschen.

Das Auffälligste an ihm waren wohl seine seewassergrünen Augen, mit denen er fast jede Frau betörte. Auf Frauen wie auf Männer hatte er eine anziehende Präsenz. Und doch umgab ihn ein Mantel aus Unnahbarkeit, aus etwas Unergründlichem.

Der Winter war in diesem Jahr heftiger als sonst hereingebrochen. In der Ferne zeichneten sich gegen einen schiefergrauen Himmel die Umrisse des Universitäts-sitals ab. Die ganze Stadt schneeüberzuckert. Der Wind blies durch die Straßen und brachte eine Kälte mit sich, so durchdringend, dass sie alles berührte. Eine Kälte, die zu früh kam.

Der Abend war eisig. Die Straßen schon dunkel. Jean-Pierre nahm seinen Wollmantel vom Haken, schlüpfte hinein, klappte den Kragen hoch und verließ das Haus. Die Enden seines Schals flatterten im Wind. Als er in die Dunkelheit spähte, die ihn wie eine kondensierte, zähe schwarze Masse zu umschließen schien, schlich sich eine unheilvolle Vorahnung in sein Empfinden, die er sogleich mit einer zuckenden Kopfbewegung abzuschütteln suchte.

Hier und da schloss jemand die Fensterläden, und leise Stimmen schwebten zerbrechlich in der Winterluft.

Er blickte hinauf in den tintenschwarzen Himmel und

sah einen riesigen weißen Vollmond, so hell leuchtend, als hätte jemand ein Loch in die Dunkelheit gestanzt. Wie ein Leck im Firmament. Ein einsames Leck, in das all die Helligkeit gesackt zu sein schien.

Ein Gedanke kroch in seinen Kopf, den er nicht zu fassen bekam, eine Angst in seine Brust, wie die Kälte unter seine Kleidung. Unvermittelt spürte er eine tiefe Traurigkeit in sich aufsteigen, die er nie zuvor gekannt hatte. Ihm, den nie etwas sonderlich berührte, schossen mit einem Mal Tränen in die Augen. Ein wenig erschrak er über die Heftigkeit dieses unbekanntes Gefühls. Und dann, ganz plötzlich, schnürte es ihm den Hals zu. Er musste innehalten und sich auf eine Bank stützen. Er löste den Schal, öffnete den Mantel. Doch das Gefühl der Enge in seiner Kehle blieb. Auf seiner Stirn glänzte ein feiner Film von kaltem Schweiß. Die Welt schwamm vor seinen Augen. Er setzte sich. Atmete tief ein und aus, bis sich der Druck auf seiner Brust allmählich löste und die Umgebung wieder Konturen annahm.

Ein Moment solcher Deutlichkeit, der über all seine bisherige Erfahrung hinausging. Was war das nur für ein eigenartig stechender Schmerz, der sich in sein poliertes Leben verirrt zu haben schien?

Wahrscheinlich hatte er einfach zu viel Sport getrieben, zu wenig gegessen und geschlafen. Das Übliche. Die vergangenen Nächte im Spital waren lang gewesen. Zu viele Notfälle. Operationen bis in die frühen Morgenstunden hinein.

Vermutlich brauchte er einfach ein wenig Ruhe.

Er stützte sich von der Bank ab, stand auf. Ein letzter Blick hinauf zum Mond, der nun blass am Himmel hing. Und ihm war, als sähe er eine Träne in dem bleichen Ge-

sicht. In einem Gesicht, das in dieser Nacht nur auf ihn herabzublicken schien.

Mit einem Mal wurde es still. Auch der Wind legte sich. Und dann flirrten trompetende Rufe durch die glasklare Winternacht. Ein Schwarm Kraniche schob sich vor die Mondscheibe. Schwarze Silhouetten, mit klaren Rändern in den Mond geschnitten. Von silbernem Licht bestäubt.

Noch Monate später würde er das Gefühl nicht beschreiben können, doch er spürte in diesem Augenblick, dass in dieser Nacht etwas Entscheidendes geschah. Und dass die kommenden Wochen nicht wie die üblichen verlaufen würden, in denen sich die Tage spurlos in die Nächte verflüchtigten, wie in all der Zeit zuvor. Doch dass sie zu solchen werden würden, die seine gesamte Geschichte umschreiben sollten, ahnte er nicht.

In den nachfolgenden Jahren dachte Jean-Pierre oft, dass jene Nacht den Wendepunkt seines Lebens bedeutete hatte.

Juliette

Es war ihr achter Geburtstag gewesen, als ihre Mutter starb. In nur einem Augenblick hatte das Unglück das Herz des kleinen Mädchens gesprengt. Selbst Jahre später waren die Stücke nicht wieder nahtlos zusammengefügt. Risse waren geblieben, durch die schließlich all ihre Kräfte gesickert waren. Bis sich die unerträgliche Leere in ihrem Innern wie Blei angefühlt hatte, das sie jeden Tag tiefer hinabzog. Noch lange sollte sie sich fragen, ob der Tod ihrer Mutter etwas mit ihrem eigenen Leben zu tun hatte. Warum sonst hatte sie Juliettes Geburtstag für ihren Abschied gewählt?

Ihre Mutter war ihre Landkarte gewesen. Nach dem Verlust hatte Juliette keinen Orientierungssinn mehr. Ganz so, als sei ihr inneres Navigationssystem zerbrochen. Sie war wurzellos geworden, von ihren Ursprüngen abgeschnitten. Und hatte sich schließlich verirrt.

Da ihr niemand die bedingungslose Liebe entgegenbrachte, die eine Mutter einem Kind schenkte, begriff sich Juliette irgendwann als eine Sammlung von Eigenschaften, aus denen sich niemand etwas machte.